

Briefkasten der Redaktion

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **34 (1944)**

Heft 28

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„Setzen Sie sich wieder hin, junger Mann. Ihre Wahrheitsliebe will ich nicht in Zweifel ziehen. Aber ich bin zu alt, um noch Interesse für Kneipenschlägereien aufzubringen. Andere Dinge liegen uns tiefer am Herzen. Es kann zum Beispiel zu unangenehmen Verwicklungen führen, wenn irgendwelche gerissenen indischen Revolutionäre, Terroristen oder wie Sie sie sonst nennen wollen — wenn also solche Leute sich etwa holländisches Gebiet zum Hauptquartier wählen und von hier aus ihre Arbeit in Indien leiten und finanzieren würden.“

„Wie kommen Sie darauf?“ fragte van der Stappen aufmerksam. „Einfach so —?“

„Nein, nicht einfach so. Tatsache ist, dass in Indien augenblicklich irgend etwas vorgeht. Ich meine nicht die Knallerei an der Nordwestgrenze, beim Fakir von Ipi. Ich meine auch nicht die Strassenkeilereien, die es ja immer gegeben hat, wenn auch nicht in dieser Stärke und Heftigkeit. Ich hörte unlängst —“

„Wo hörten Sie?“ unterbrach von der Stappen indiskret.

De Witt, dessen Augen unwillkürlich auf das Haus des Residenten gerichtet blieben, lächelte. „Solche Fragen stellt man nicht, Jan. Wo haben Sie mich unterbrochen? Ja — ich hörte unlängst, der indische Intelligence Service sei geradezu beunruhigt darüber, dass eine gewisse terroristische Gruppe, die früher viel von sich reden und spüren gemacht hat, völlig unsichtbar geworden ist. Man schliesst daraus: die Leute bereiten im Verborgenen einen ganz

grossen Schlag vor. Wo in aller Welt aber sollen sie stecken? Selbst im geheimnisvollen Indien gibt es keine Verborgenheit, die so tief wäre, dass der Intelligence Service sie nicht zu durchdringen vermöchte. Nun ist man darauf gekommen, die Leute hätten sich vielleicht irgendwo in unserem Insulinde einen Unterschlupf gesucht. Es handelt sich ja, sagt man, in erster Linie um einen Mann — Sie sollen nicht lachen, Jan! — von dem man gar nicht weiss, ob es ihn gibt. Er soll Inder, soll europäisch gebildeter Arzt sein, sehr reich, unbekanntem Namens und unbekannter Herkunft.“

„Gewäsch!“ knurrte van der Stappen, geringschätzig.

„Möglich. Gewiss scheint zu sein, dass ein übel beleumdeter Ire dazugehört, ein Mann namens Michael O'Dwyer, der sich schon vor zwanzig Jahren an den irischen Unruhen beteiligt hat und auf dessen Kopf von damals her noch eine anständige Prämie steht. Es heisst, O'Dwyer war unter den Leuten, die als letzte die O'Connor-Street in Dublin verteidigten, ehe die Artillerie sie ganz zerschoss. Dann noch ein, zwei Dutzend Inder, farblose Fanatiker, wenn Sie wissen, was ich meine —“

„Jedenfalls sind Sie mächtig gut informiert“, sagte van der Stappen neidvoll. „Mir scheint, nicht nur unter uns Kapitänen werden lange Garne gesponnen. Und diese Leute, glaubt — eh, Ihre Quelle, sollen irgendwo in Insulinde stecken und finstere Pläne schmieden?“

„Es scheint so“, antwortete de Witt vorsichtig.

(Fortsetzung folgt)

Frl. T. in Asc. fragt: Glauben Sie, dass ich den Dichter Hermann Hesse besuchen darf, wenn mich mein Ferienweg an seinem Wohnort vorbeiführen wird? Oder wird er das Erscheinen einer Unbekannten als Belästigung empfinden?

Antwort: Ich glaube, dass Sie Hermann Hesse besuchen dürfen, und ich glaube auch, dass er Ihren Besuch als Belästigung empfinden wird. Natürlich kann ich nicht wissen, ob mein Glaube absolut richtig sei. Versuchen Sie Ihr Glück, aber seien Sie über nichts verwundert. Einen Kettenhund wird Herr Hesse sicherlich nicht auf Sie loslassen!

Herr Marc T. aus Ech. fragt: Wie soll ich mich entscheiden in folgendem Falle? Man bietet mir eine Stelle an, die beinahe doppelt so gut bezahlt wäre wie meine jetzige, wogegen ich die Pension verlöre, auf die ich in der jetzigen Anspruch habe.

Antwort: Ohne die genaueren Umstände zu kennen, kann Ihnen niemand auf Ihre Frage antworten. Bis auf weiteres zitieren wir Ihnen daher aus dem Gedächtnis das schöne Morgensterngedicht, das zu Ihrer Lage passt:

Ein Rheinsalm schwamm den Rhein
bis in die Schweiz hinein.
Da kam er an ein Wehr,
das mass zwölf Fuss und mehr.
Zehn Fuss, die sprang er gut,
doch hier zerbrach sein Mut.
Sechs Wochen stand der Salm
vor seiner Wasser-Älm.
Doch schliesslich kehrt er stumm
nach Deutsch- und Holland um.

Feriengast aus R. fragt: Stimmt es, dass das Val Colla gewissermassen berüchtigt und gefährlich ist, vor allem, dass dort viel geschmuggelt wird?

Antwort: Wenn Sie einen gebornen Luganesen aus der bessern Klasse über die Leute im Val Colla befragen, dann wird er wenig Gutes über sie sagen, sofern er nicht höflicherweise verschweigt, was man in «seinen Kreisen» denkt. Geh'n Sie daher

Briefkasten

DER REDAKTION



lieber selber hin und betrachten Sie sich Tal und Leute. Wenn Sie die steilen Talwände hinter Tesserete entlang wandern, werden Sie schon aus der Bodenbeschaffenheit erraten, warum dieses Völklein finster und gar nicht «südlisch gefällig» herauschaut. Vielleicht werden Sie etwa Zeuge einer Familienszene sein, wenn ein junger Bursche, der zur Heuernte heimgekommen, wieder nach der deutschen Schweiz gejagt wird, um Geld zu verdienen. Und damit dürfte Ihnen klar werden, wie schwer das Leben für die meisten der Talbewohner sein muss. Was den Schmuggel betrifft: Es wird (oder wurde) viel Ware über die Pässe «gebuckelt». Für den Staat ist Schmuggel ein Verbrechen. Für gewisse Volkskreise ein Gewerbe. Gefährlich und schwer wie die Gemsjägeri, aber einträglicher. Man erzählt sich, dass die Warenlieferanten sich verpflichtet, für die Familie eines allfällig erwischten und verurteilten Schmugglers zu sorgen, so lange er sitzt. Steht einer vor dem Richter, drüben im Como, und erblickt er unter den Zuschauern seinen «Geschäftsfreund», der ihn gewöhnlich beliefert, dann lässt er sich ruhig verknurren. Gehen Sie also in die Dörfer hinten im Tal, suchen Sie die Leute aus ihren Lebensbedingungen zu verstehen und hüten Sie sich, nachzusagen, was Ihnen jene, die es besser haben, vorgesagt!

Mme Gb. in B. fragt: Ist es möglich, einen Brief nach Sumatra zu spedieren? Meine Verwandten leben dort, und ich habe mir sagen lassen, sie seien durch die Japaner nicht behelligt worden.

Antwort: Es sind uns Fälle bekannt, die ähnlich liegen. Das Rote Kreuz befördert die Briefe und wird Ihnen auch die Antwort schicken, wenn Sie solche bekommen; die Stellung unserer Landsleute als Neutrale ist in der Tat von den Eroberern respektiert worden.

Hans W. in G. fragt: Ich stehe vor der Wahl, meinen Jungen Automechaniker oder Zahntechniker werden zu lassen. Welchen der beiden Berufe halten sie für aussichtsvoller?

Antwort: Das heute darniederliegende Autogewerbe wird sich zweifellos nach dem Ende dieses Krieges wieder erholen, und manchenorts hegen die Leute direkt phantastische Hoffnungen. Notwendig wäre allerdings, zu wissen, welchen Sektor des Verkehrs die eidgenössische Regelung schlussendlich der «Schiene», und welchen der «Strasse» zuweisen wird. Davon hängt für alle Berufe, die mit dem Auto zu tun haben werden, sehr viel ab. Ferner müsste man voraussehen können, was die Nachkriegsfliegerei alles an sich reisen wird. Warum denken Sie nicht an den Beruf des Flugzeugmechanikers? Zahntechniker? Fürchten Sie nicht, es könnte einer herausbringen, warum wir den europäischen Zahnzerfall haben, und es möchte plötzlich durch die richtige Zahnernährung (z. B. durch einen Spezialzucker, der nicht mehr wichtige Substanzen der Zähne an sich reisst!), der Beruf des Zahnarztes auf ganz neue Wege gewiesen werden, wobei der Zahntechniker überflüssig würde? Wir möchten von uns aus eher an eine Zukunft der Auto- und Flugzeugindustrie als an eine «Zukunft des Zahnzerfalls» glauben, von welchem ja der Zahntechniker weitgehend abhängt!

Noch eins: Vermögen unsere Behörden die Wirtschaft als Gesamtes in Gang zu bringen, dann hat Ihr Junge in jedem Beruf eine leichtere Zukunft, als wenn man, sagen wir der Riesenschulden wegen, die Gesamtwirtschaft ersticken lässt!